



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Harland, Henry: Mein Freund Prospero : erster Teil

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

trinken wir heute in der elbländischen Heimat eine Flasche echten Falernerweins, und die Geister dieses feurigen Südländers führen unsre Gedanken hinaus zu allen denen, die im letzten Menschenalter von diesem ehrwürdigen Pfarrhaus ausgegangen sind. Sie hatten alle einen Zug ins Weite, die Söhne des alten Pastors Paul, der 1846 in diese Pfarre einheiratete und das nach seinem Tode geteilte große Amt bis 1887 verwaltete. Der älteste Sohn ist Diakon in der Bodenschwinghischen Anstalt Bethel bei Bielefeld, der zweite war Oberst des Festungsartillerieregiments in Metz und lebt jetzt als Generalmajor z. D. in Dresden; der vierte ist sächsischer Förster, aber sein Forsthaus ist voller Tierfelle, Antilopengehörne, Schlangenhäute und Krokodilbälge, weil er anderthalb Jahre lang für den jüngsten Bruder bei Sebbe in Deutsch-Togoland eine Kaffeepflanzung nach den Grundsätzen sächsischer Forstwirtschaft anlegte, die herrlich gedeiht, und dabei auch manchen Jagdausflug ins Innere unternahm. Der fünfte hat sich vom Apothekerlehrling zum Professor der Chemie und Medizin an der Universität Tübingen aufgeschwungen und ist zurzeit Direktor im Reichsgesundheitsamt in Berlin, der sechste ist Großkaufmann in Bremen und betreibt einen lebhaften Handel zwischen Deutschland und unsern afrikanischen Kolonien. Nur der dritte Sohn ist wieder Pfarrer geworden, und zwar als Nachfolger des Vaters in Lorenzkirch. Aber auch seine Gedanken gehn mit dem Strom in die Ferne: er ist Schriftführer der sächsischen Missionskonferenz und verbringt seinen Urlaub gern in England und Holland, um die Einrichtungen zu studieren, die diese Staaten für die Mission in ihren Kolonien getroffen haben. Besonders durch sein Buch „Die Mission in unsern Kolonien“ bemüht er sich, unsre Kolonialpolitik in die Bahnen eines praktischen Christentums leiten zu helfen. Die im vorigen Jahr erschienene dritte Abteilung des Buches: „Die Mission in Deutsch-Südwestafrika“ hat durch die Offenheit, mit der Pfarrer Paul die tiefen Ursachen des Kriegs in Südwestafrika besprach, ziemliches Aufsehen erregt. Wir sehen, der weltbefahrne Geist des alten „ungarischen Malkontenten“ Sappuhn hat hier im ehrwürdigen Pfarrhaus entschieden Schule gemacht, und wenn einmal die Paulschen Brüder wieder in der Gartenlaube zusammensitzen, da schwirren heimatliche, reichsdeutsche und überseeische Kennwörter im lustigen Spiel der Ideen durcheinander.



Mein Freund Prospero

Von Henry Harland

Erster Teil



er Kutscher brachte seine Pferde vor dem Torweg des Schlosses zum Stehn, wo sie mit ihren Hufen eine Art Fanfare auf dem Pflaster stampften, und der Diener glitt behende vom Bock und riß mit einer heftigen, fast unerschämten Bewegung an der Bronzehand am Ende des baumelnden Glockenzugs.

Mittlerweile betrachtete Lady Blanchemain, von der milden April-luft umwogt, allein in ihrem großen, hochgefederten Landauer sitzend, die Gegend. Unmittelbar vor ihr lag der übliche italienische Garten mit seinen terrassenförmig abgestuften Rasenflächen und regelmäßigen Blumenbeeten, mit seinen geraden, düstern Steineichenalleen, seinen Zypressen, Springbrunnen, Statuen und Säulengeländern. An ihn schloß sich das von frischem Lufthauch und lachendem Sonnenschein erfüllte wilde, echt italienische Tal: ein Wald von blühenden Fruchtbäumen, durch den sich der glitzernde Fluß zwischen blaugrünen, von Oliven bedeckten Hügeln dahinwand,

denen die schneegekrönten Bergkuppen über die Schultern lugten, während geradeaus in flimmerndem Dunst der See schimmerte.

Es ist lieblich, flüsterte sie begeistert, wirklich lieblich! Und nur eine Generation von Blindschleichen, dachte sie weiter, kann auf den Gedanken kommen, diese Gegend mit einer Theaterdekoration zu vergleichen.

Wer kennt sie nicht, die behäbige, lustige, aufgeregte, herrische, aber doch vor allem auch teilnehmende und gesellige Lady Blanchemain? Mit ihrem welligen, weißen Haar, ihrem hübschen, sanften alten Gesicht mit der glatten Haut über der derben Knochenstruktur? Wer kennt nicht ihre schönen alten, grauen Augen, die so zärtlich und schlau, so neugierig und spöttisch unter den hochgewölbten schwarzen Brauen hervorschauen können? Mit ihren hübschen runden, rosigen Händen, die wie zwei ältliche Putten aussehen, mit den funkelnden Ringen? Mit ihrer glänzenden und feichen Art, sich in hellfarbige, flotte Gewänder zu kleiden, die mit Spitzen, Rüschen und Stickereien überladen sind? Von ihren lustigen kleinen Hüten und ihren Juwelen gar nicht zu reden: Linda, Baronin von Blanchemain, Prince Place in Suffex; Belmore Gardens, Kensington und Villa Antonia in San Remo: die behäbige, lustige, gesellige, gefühlvolle, weltkluge, ungestüme Linda Blanchemain?

Kennst du die? Wenn ja, so bin ich sicher, daß du sie lieben und Freude an ihr haben wirst, und es ist genug gesagt. Wenn nein, dann gestatte mir, sie dir hiermit vorzustellen und zu empfehlen. Ich habe eben ihr „altes“ Gesicht, ihre „alten“ Augen erwähnt: gewiß, wenn man nach dem Tauschein rechnet, ist sie auch eine alte Frau, aber ich hörte sie in der Hitze des Gesprächs einmal sagen, „so ein junges altes Ding wie ich,“ und ich bin der Meinung, daß sie damit den Nagel auf den Kopf getroffen hatte.

Also der Bediente hatte mit heftiger Bewegung die Glocke gezogen; Lady Blanchemain betrachtete die Landschaft und bildete sich ihre Meinung über ein Menschengeschlecht, das Neigung gezeigt hatte, diese Aussicht mit einer Theaterdekoration zu vergleichen, und im Laufe der Zeit wurde dem Ruf der Glocke entsprochen.

Es wurde ihm entsprochen durch einen Mann, dessen Kleidung auf unsre humorvolle alte Freundin erheiternd wirkte. Es war ein kleiner bleicher Kerl, dessen sonst ganz schlichter Leinenanzug durch scharlachrote, wollne Achselschleifen verschönt und gehoben wurde. Mit matten, ausdruckslosen Augen stierte er hinter dem eisernen Gitter hervor auf die imposante englische Equipage und wartete, bis er angesprochen wurde.

Dies tat Lady Blanchemain in der Mundart von Pistoja. Man könnte doch, erkundigte sie sich in ihrer herablassenden Freundlichkeit, das Schloß besichtigen? Sie stellte diese Frage nur der Form wegen, denn sie war natürlich nicht hierhergefahren, ohne sich in ihrem Reisehandbuch darüber Gewißheit verschafft zu haben.

Der Mann mit den Schulterchleifen aber antwortete ihr französisch — ob er nun mit seiner Bildung großtun wollte, oder ob das Pistojesische, obgleich es von den vielsprachigen Stämmen Italiens als lingua franca anerkannt worden ist, seiner lombardischen Zunge schwerer fiel.

Das glaube ich nicht, Madame, erwiderte er in ziemlich schwerfälligem, ungelenktem Französisch und begleitete diese Worte mit einem zweifelhaften Schütteln des Kopfes.

Lady Blanchemains schwarze Augenbrauen zogen sich erst in die Höhe, um ihre Überraschung auszudrücken, dann zogen sie sich zusammen, um ihre Entschlossenheit darzutun.

Aber natürlich kann man das Schloß besichtigen, es steht doch in dem Führer, erklärte sie, indem sie das rotgebundene Buch in die Höhe hielt.

Der Zweifler zuckte die Achseln wie einer, der jede Verantwortung ablehnt und sich auf Erörterungen durchaus nicht einlassen will.

Was mich anlangt, sagte er, ich glaube es nicht. Aber Geduld! Ich will gehn und fragen. Dabei drehte er sich um und verschwand in den Tiefen des dunkeln, tunnelartigen Torwegs.

Verblüfft und ärgerlich bewegte sich Lady Blanchemain nervös hin und her. Sollte sie diese lange Fahrt für nichts und wieder nichts unternommen haben? So schön das Wetter, so lieblich das Tal auch war — sie gehörte nicht zu den Leuten, die sich durch den angenehmen Weg über ein verfehltes Ziel trösten lassen. Weder liebte sie es, noch war sie daran gewöhnt, ihre Unternehmungen scheitern zu sehen und vor geschlossenen Türen zu stehn. Im Gegenteil — die Türen pflegten schon bei ihrem Näherkommen aufzustoßen. Überhaupt ließ das Benehmen des Burjchen, sein anfängliches Anstieren, der Ton, worin er dann sprach, sein Achselzucken, seine Mahnung zu Geduld und etwas in der Haltung seiner Rückseite, als er sich umdrehte, ließ dies alles nicht etwas an der ihr gebührenden Ehrerbietung vermissen? Um ihrem Selbstgefühl Genüge zu tun, jedenfalls aber um zu beweisen, daß das Mißverständnis — vorausgesetzt daß ein solches vorlag — nicht durch sie verschuldet worden war, schlug sie die Stelle im Buche auf. Gewiß, da stand die Angabe unanfechtbar schwarz auf weiß: „Von Roccadoro ein lohnender Ausflug, das schöne Rampotal (Val Rampio) aufwärts nach dem mittelalterlichen Dorf Sant' Messina (sieben Kilometer) mit seinem prächtigen, von großen Anlagen umgebenen Schloß; früher Landsitz der Sforzas, jetzt im Besitze des Fürsten von Zeil-Hohenstein, enthält die berühmte Zeil-Hohensteinische Gemäldesammlung. Besondere Sehenswürdigkeit, die — nebst Pfarrwohnung — in den Schloßkomplex eingebaute Kapelle. Mit Ausnahme des Montags täglich von zehn bis vier Uhr zu besichtigen; Eintrittsgeld 1 Fr.“

Also! Heute war Mittwoch, zwischen zwei und drei Uhr. Also! Ihre Eigenliebe war befriedigt, sie hatte ja Recht behalten, aber ihr Ärger steigerte sich nur desto mehr!

Ich bitte tausendmal um Verzeihung. Es ist wirklich schändlich, Sie so lange warten zu lassen! Der Türwarter ist ein Dummkopf. Sie wollen sich gewiß das Haus ansehen?

Diese englisch gesprochenen Worte sprudelte der Ankömmling im Ton ehrerbietiger Entschuldigung hervor, zugleich aber mit der lebenswürdigen Hastigkeit, mit der man einen alten Bekannten begrüßt. Diese frische heitre Stimme mußte einem Engländer gehören!

Lady Blanchemain, die noch mit der Lektüre der Seite in ihrem Baedeker beschäftigt war, fuhr auf, und ungeachtet des günstigen Eindrucks, den die höfliche Entschuldigung und die heimatlichen Laute auf sie hervorgebracht hatten, wäre die Antwort, die schon auf ihrer schlagfertigen Zunge saß, vielleicht etwas heftig ausgefallen, aber die ganze Erscheinung des Sprechers hielt sie zurück. Ein großer, schlanker junger Mann, freundlich lächelnd, zweifellos ein Engländer. Der Mann mit den Achseln, der ihn begleitete, öffnete das Tor und trat ehrerbietig zur Seite, und kurz darauf stand der junge Mann am Schlage des Wagens und stellte sich Lady Blanchemain mit vollendetem Anstand zur Verfügung.

Wäre die Lady nicht gar so voreingenommen gewesen, sie hätte an der Stimme und der Aussprache den Weltmann erkennen müssen. Dabei sah er hübsch und lebhaft aus, gar nicht alltäglich mit seiner rofigen Hautfarbe, den blonden Haaren und dem rötlichen Barte, den gutmütigen blauen, tiefblauen Augen, mit seinem ebenso blauen Anzuge und seiner ziegelroten Halsbinde. Die Erscheinung beruhigte die Lady etwas, und nun begann sie sich selbst zu entschuldigen.

Dieses erbärmliche Buch, sagte sie, indem sie würdevoll auf ihren Reiseführer deutete, behauptet, dem Publikum sei hier der Zutritt gestattet.

Der gefällige junge Mann beeilte sich, sie aufzuklären. Ja gewiß, so ist es auch, versicherte er eifrig. Schade nur, fügte er in komisch kläglichem Tone hinzu, während seine Augen merkwürdig leuchteten, daß das hochverehrte Publikum von seinem Rechte niemals Gebrauch macht — wir liegen gar zu sehr abseits! Von

einem Dummkopf, fuhr er fort, indem er das Wort stark betonte und seinem Diener einen vernichtenden Blick zuwarf, darf man übrigens nicht erwarten, daß er sich in unvorhergesehenen Fällen zu helfen weiß. Darf ich Sie beim Aussteigen unterstützen?

„Aha, der stammt von „Eton,“ dachte Lady Blanchemain, ihr geübtes Ohr tazierte den Tonfall und die Aussprache. Von Eton — ja — und womöglich auch von Balliol, vermutete sie weiter. Aber, fragte sie sich — und ihre Neugierde prickelte sie förmlich —, was hat ein Mensch, der in Eton und in Balliol studiert hat und offenbar in hervorragender gesellschaftlicher Stellung ist, in diesem abgelegnen italienischen Schloß zu schaffen?

Mit liebenswürdiger Ritterlichkeit war er ihr beim Aussteigen behilflich, und unter seiner Führung machte sie die Runde durch das mächtige Grundstück. Ihr Weg führte durch einen großen und einen kleinen Hof, durch Kreuzgänge mit verblühten Fresken, von denen sich dem Besucher eine herrliche Aussicht nach Norden auf die Berge darbot, durch eine mächtige Rotunde, durch deren Kuppel der Himmel hereinstrahlte, farbenprächtig, einem riesigen Saphir gleichend, über die „Galatreppe,“ auf deren einzelnen Stufen geharnischte Ritter Spalier bildeten, und schließlich in den *piano nobile*, diese endlose Flucht großer, leerer und verödeteter Prachtgemächer mit Fußböden aus schimmerndem Marmor mit vielfarbig eingelegten Mustern, mit bemalten und vergoldeten Plafonds, teppichbehangnen Wänden, kunstvollen Holzschnitzereien und Stukturen. Und überall hingen Gemälde, Gemälde und nochmal Gemälde! Eine Atmosphäre erhabner Einsamkeit mit ihren Anklängen an frühere Jahrhunderte, mit ihrer Erinnerung an die Macht und die Herrlichkeit von Menschen, die schon längst Geister waren.

Ihr Begleiter war groß — in ihrer Neugierde beschaute ihn die Lady natürlich fortwährend —, groß und breitschultrig, aber dabei durchaus nicht steif oder ungelent, eine elastische Gestalt, anmutig in seinen raschen Bewegungen, weich in seinen energischen Zügen, eine Gestalt, die immer etwas ausgeprägt charakteristisches hatte, mochte sie in lässig ruhiger Haltung dastehn oder in lebhafter Bewegung vorwärts schreiten. Das blonde Haar war fein und dicht gewachsen, und nur der kurze Haarschnitt verhinderte, daß es sich lockte. Der Bart war gekräuselt, und an den Spitzen ging das Blond ins Rötliche über. Die blauen Augen waren scharf und dabei so aufrichtig, ehrlich und hübsch „wie die Augen eines Seemanns,“ dachte Lady Blanchemain, die immer eine Schwäche für die Seeleute gehabt hatte. Den Kopf trug er etwas zurückgeworfen, wie das nur ein Mann tut, der seiner selbst völlig sicher ist und sich ganz natürlich gibt; dadurch lenkte er, ohne es irgend zu wollen, die Aufmerksamkeit auf den kraftvollen Schnitt seines Profils und auf die energischen Linien seiner Stirn und Nase. Die frische, muntre und echt männliche Stimme und das Sprunghafte in seiner Unterhaltung machten ganz den Eindruck, als sei er im Begriff, eine alte gute Bekanntschaft wieder aufzufrischen. Dabei verhinderte seine ausgesprochen gute Lebensart, daß seine Natürlichkeit irgendwie aufdringlich wirkte. Kurz, man mußte ihn gern haben! Seine Lebhaftigkeit und Zuverlässigkeit verriet den vollendeten Weltmann, wobei aber doch ein gewisses Etwas in seinem Wesen ans Knabenhafte streifte. Dieses „Etwas“ war ein Zug frischer Aufrichtigkeit, hingebender Überzeugung und jugendlicher Schwärmerei für das, was ihn im Augenblick beschäftigte.

Es ist so eine Art veredelten Naturburschentums, dachte Lady Blanchemain. Dann musterte sie seine Kleidung. Den weiten weichen Flanellanzug von tiefblauer Farbe mit den noch etwas dunklern Streifen, das ungestärkte Hemd mit Umlegfragen und die lose geknotete Halsbinde aus roter Seide. Wenn ihr schon seine Kleidung gefiel, so gefiel ihr noch mehr die Art und Weise, wie er sie trug. Der Anzug kleidete ihn gut: weit, bequem, nicht nach der Allerweltmode, dabei aber frisch und gut in Stand gehalten, verhalf er dem jungen Manne, obgleich er von der Mode des Tages abwich, zu einem entschieden eleganten Außern.

Eigentlich könnte ich ihn mir in anderer Kleidung gar nicht vorstellen, dachte die Lady, und unwillkürlich sah sie ihn im Geist in Gesellschaftsanzug.

Aber was in aller Welt hatte der junge Mann auf Schloß Sant' Alessina zu suchen?

Übrigens mußte er gewaltig viel über italienische Kunst zu reden. Lady Blanchemain war selbst keineswegs unwissend und deshalb sehr wohl in der Lage, seine Kenntnisse entsprechend zu würdigen. Mit interessanten Darlegungen und Erklärungen, mit gelehrten und scharfsinnigen Bemerkungen verkürzte er ihr die Zeit ihrer gemeinschaftlichen Wanderung, und sie hörte zu, nicht ohne von Zeit zu Zeit seine Erklärungen mit einigen freundlichen Worten zu ermutigen. Aber alle künstlerischen Sehenswürdigkeiten vermochten es nicht, sie von ihrem „Problem“ abzubringen — weder Voltraffio noch Bernardino Luini, ja nicht einmal ein vermeintlicher Giorgione. Was tat der junge Mann auf Schloß Sant' Alessina, das doch — laut Baedeker — einem österreichischen Fürsten gehörte? Welche Stellung nahm er hier ein? Was tat er hier, ohne Dienerschaft, in völliger Einsamkeit? Hatte er das Schloß gemietet? In keinem Falle konnte dieser gut gekleidete, hochgebildete junge Mann ein schlichter Angestellter, ein Hausmeister oder Verwalter sein, nein, höchstens der Mieter. Eine andre Möglichkeit gab es ja gar nicht. Sie lauerte auf ein Wort, das Licht in diese Ungewißheit bringen konnte, das ihr einen wenn auch nur dürftigen Anhalt gegeben hätte.

Sich möchte Sie nicht ermüden, sagte der junge Mann, wie jemand, der sich gänzlich vergessen hat, und dem nun unversehens der Gedanke kommt, man könne vom Bilderansehen auch müde werden. Wollen Sie sich nicht ein wenig setzen und etwas ausruhn?

Das Zimmer, worin sie jetzt weilten, war kleiner als die vorhergehenden, ein achteckiger Raum, durch dessen einziges hohes Fenster der goldne Sonnenschein hereinflutete.

O danke sehr, erwiderte Lady Blanchemain, indem sie sich auf das runde Sofa niederließ, das mitten im Zimmer auf dem glänzenden Terrazzofußboden stand. In Wahrheit war die unermüdete Lady nicht im geringsten ruhebedürftig, aber sie vermochte auf diese Weise weit eher der Unterhaltung eine andre Wendung zu geben, als wenn sie die Besichtigung der Gemälde fortgesetzt hätte. Sie ergriff ihre Perlmutterlorgnette, schaute nach den gegenüberliegenden Wänden, ließ das Augenglas wieder fallen und sah mit ihren neugierigen, gutmütigen Augen zu ihrem Begleiter auf.

Es ist eine angenehme Überraschung, im fremden Land und in ländlicher Einöde einem jungen Landsmann zu begegnen, der sich einem in so lebenswürdiger Weise zur Verfügung stellt, begann Lady Blanchemain, es ist wirklich reizend von Ihnen, daß Sie ein Engländer sind! Und langsam nahmen ihre Augen einen andern Ausdruck an, einen Ausdruck vergnügter Befriedigung, der die Neugierde zurückdrängte.

Des jungen Mannes Gesicht strahlte entsprechend freundlich auf sie herab, und lachend erwiderte er: O bitte, loben Sie mich nicht allzu sehr! Heutzutage ist es furchtbar leicht und ruhmlos, Engländer zu sein — seit fremde Länder zu fern liegenden Vorstädten Londons geworden sind.

In stummer Zustimmung leuchteten Lady Blanchemains Augen auf. Dann aber entgegnete sie mit etwas Ernst: Ja ja, das ist richtig, London hat sich weit über Europa ausgebreitet, aber England ist — Gott sei Dank — doch noch unglaublich klein.

Sehr wahr, gab der junge Mann zu, jedoch im Tone leisen Zweifels; dabei runzelte er nachdenkend die Stirn, offenbar nicht ganz sicher, wie er den wahren Sinn ihrer Bemerkung verstehn sollte.

Lady Blanchemain lächelte und bemerkte mit einem gewissen Nachdruck: Es ist ein Glück, daß die Engländer, natürlich nur die wohlgezogenen, sich nie aus dem Wege zu gehn brauchen, wenn sie einander als Fremde treffen, denn vom Hörensagen kennen wir uns alle mehr oder weniger, und jedenfalls dürfen wir beinahe gewiß sein, gemeinschaftliche Bekannte zu haben. Die Kleinheit Englands macht die Leute gesellig und mittheilhaft.

Man sollte meinen, daß dem so sein müßte, gab der junge Mann zu, aber ist das auch wirklich der Fall? Ich meine eher, daß Engländer, die einander treffen, ohne sich zu kennen, nur zu sehr geneigt sind, sich gegenseitig blenden zu wollen. Sehen Sie, die meisten von uns haben die größte Angst, daß ein unbekannter Landsmann, der ihnen begegnet, und gegen den sie sich höflich benommen haben, schließlich doch kein Herzog sein könnte.

Na na, rief Lady Blanchemain äußerst belustigt, bitte nicht zu vergessen, daß ich von wohlgezogenen Leuten sprach. Ich meine natürlich nur Leute, die wirklich Herzöge sind. Wir sind alle entweder Herzöge oder Handlungsreisende.

Der junge Mann lachte vor sich hin, doch im nächsten Augenblicke machte er ein ernstes Gesicht und sah sie bedeutungsvoll an.

Ich muß Sie doch daran erinnern, daß einige von uns Engländern doch nur Marquis sind — aus dem Hause derer von Carabas, sagte er mit komischem Ernst.

Lady Blanchemain rutschte vergnügt hin und her: Bei Gott ja, rief sie, das sind freilich die allerdurchlauchtigsten, die Marquis aus dem Hause derer von Carabas sind Männer von Kraft und Geist, die alle andern in Schatten stellen und würdig sind, Königstöchter zu heiraten. Nach diesen Worten ließ sie ihre Gedanken wieder umherschweifen. Sie nahm ihr Augenglas wieder auf und musterte die Wände des Gemachs, die mit Gemälden in matten Farbentönen behängt waren. Diese Bilder stellten sämtlich Frauen dar, alle in wundervollen Kleidern, mit herrlichem Haar und prächtigem Kopfschmuck, in schönster Jugend und geschmückt mit allem, was sich ein Frauenherz nur wünschen kann, und alle — tot seit vier Jahrhunderten. Lady Blanchemain empfand ein gewisses Mißbehagen, so starr und leblos war der Eindruck dieser Frauenbildnisse, und dennoch kam es ihr so vor, als wollten diese Gestalten trotz ihrer steifen Haltung, den starren Augen und dem unveränderlichen Lächeln aufmerksam erlauschen, was um sie her vorgehe. Es war ihr wie eine Erleichterung, sich nach dem Fenster zu wenden und hinauszuschauen in die herrliche, Leben und Wärme atmende Natur.

Aber während aller dieser Reflexionen kehrten ihre Gedanken immer wieder zu ihrem Begleiter zurück. Sein äußerer Mensch gleicht ganz dem innern, dachte sie, mit seinem goldblonden Haar und Bart und den blauen Augen; wie ein Held aus den nordischen Sagen sieht er aus, ganz wie — nun wie heißt er doch gleich — ganz wie Odin. Ich muß ihn wahrhaftig so weit bringen, daß er mir endlich sagt, wer er ist, und was er eigentlich hier treibt.

Möglich, daß sich ihr Begleiter zu derselben Zeit in Gedanken auch mit ihr beschäftigte und sie ebenfalls eingehend studierte, vielleicht sogar bewunderte — diese stattliche, anmutige, feingebildete alte Dame in ihrem reich mit Spitzen besetzten Seidengewande, die von weiß Gott woher in seine Einsamkeit hereingeschneit kam und ohne Zweifel „was besseres“ war, weiß der Himmel, wer!

Wieder war sie einige Augenblicke in Gedanken versunken; plötzlich raffte sie sich auf und wies mit dem Stiel ihrer Vornette auf die gemalten Lauscherinnen an der Wand. Man könnte gerade ihre Großmutter sein, so jung sind sie, seufzte Lady Blanchemain, diese Großmütter aus dem Quattrocento. Nun ja, schließlich sind wir nur einmal alt und müssen das Vorrecht des Alters ausnutzen, so gut wir können. Und alte Leute dürfen ja, Gott sei Dank, auch neugierig sein. Ich bin nun aber geradezu unverschämt neugierig! Nun sehen Sie mal den Fall, es wäre einer von unsern gemeinschaftlichen Bekannten hier — was denken Sie wohl, was ich den jetzt fragen würde? Ich würde ihn nämlich fragen — und mit einem hübschen, koketten Zögern und einem Lächeln, vor dem jeder Unwille im voraus weichen mußte — fuhr sie fort, ich würde ihn fragen, wer Sie sind, und würde ihn bitten, Sie mir vorzustellen.

Oh! lachte der junge Mann, doch sein Lächeln währte nur sekundenlang, und mit einer liebenswürdigen Verbeugung sagte er: Mein Name, wenn er Sie wirklich interessieren sollte, ist Blanchemain.

Seinem Besuch stockte der Atem. Lady Blanchemain fuhr auf und sah ihm starx ins Gesicht: Blanchemain? stieß sie hervor.

Gründe, bei diesem Namen in die Höhe zu fahren, waren für die Lady allerdings mehr als genug vorhanden. Ihre Neugierde hatte den Schlüssel umgedreht, und im Nu befand sie sich in einer völlig veränderten, verwickelten und peinlichen Lage. Aber unsre lebhaft alte Freundin war ja eine Engländerin. Berstellung war ihr zur zweiten Natur geworden; sie verstand es vortrefflich, ihren lieben Nächsten mit stinker, wohlgeübter Hand Sand in die Augen zu streuen. Nebenbei suchte sie fast unwillkürlich jeder Situation das an Humor abzugewinnen, was darin steckte. War sie jetzt auch überrumpelt worden, so ließ sie sich doch nur zehn Sekunden lang verblüffen, in der elften hatte sie schon ihre Fassung wieder gewonnen und ihren Verteidigungsplan entworfen.

In einem aus echt weiblicher Harmlosigkeit und echt britischer Wiederkeit und Offenheit kunstvoll gemischten Ton und mit einem ausdrucksvollen Spiel der Augenbrauen, das die Arbeit ihres Gedächtnisses begleitete, sagte sie: Aber natürlich! Blanchemain — die Blanchemain aus Suffex! Es gibt jedoch wohl nur eine Familie dieses Namens?

Wenigstens habe ich nie etwas von einer andern gehört, stimmte der junge Mann zu.

Die Bentmerer Blanchemain, sagte sie, indem sie nachdenklich den Faden des Gespräches weiter verfolgte, nicht wahr, der Lord Blanchemain von Bentmere führt als Oberhaupt Ihrer Familie den Titel?

Ganz recht!

Ich habe den verstorbenen Lord Blanchemain gekannt, ich habe ihn ziemlich gut gekannt, bemerkte sie immer noch mit einer gewissen Nachdenklichkeit.

Oh —? sagte er mit höflicher Teilnahme.

Ja, bestätigte sie, aber seinen Nachfolger habe ich nie kennen gelernt. Soviel ich weiß, standen beide nicht auf dem Verkehrsfuß. Natürlich — mit der bekannten britischen Offenheit und Ehrlichkeit glitt sie spielend über diese delikate Frage hinweg — natürlich, denn es ist ja allgemein bekannt, daß die Familie in zwei feindliche Linien, die protestantische und die katholische, gespalten ist. Der gegenwärtige Lord ist, wenn ich recht berichtet bin, katholisch und war ein entfernter Verwandter des seltsam Herrn?

Sie sind ganz recht berichtet, versicherte der junge Mann mit leichtem Kopfnicken und leisem Auflachen. Sie haben denselben Ururgroßvater gehabt. Die paar letzten Familienhäupter sind protestantisch gewesen, aber unsre Linie hat den alten Glauben nie verlassen.

Ja, ich weiß, sagte sie, und soviel ich gehört habe — aber die Geschichte ist mir etwas schleierhaft — war nicht diese — diese — darf man sagen, Halsstarrigkeit? — die Ursache, daß Sie den Titel verloren? Ist man nicht deshalb im vorigen Jahrhundert etwas scharf vorgegangen — auf Ihre Kosten?

Wieder lachte der junge Mann leicht auf.

Ah, keine Rede! erwiderte er. Es war weiter nichts, als daß der Urgroßvater des verstorbenen Lords seinen ältern Bruder als Papisten und Jakobiten denunziert hat — weiter gar nichts. Es war nach fünfundvierzig. Darauf kam der Jüngere in den Besitz von Titel und Gütern. Aber mit dem Tode des zuletzt verstorbenen Lords, vor etwa zwölf Jahren, erlosch die jüngere Linie, und der Titel ist an die unsre zurückgefallen.

Ich verstehe, sagte Mylady, indem sie überlegen ihre Brauen zusammenzog.

Nach einem Augenblick fuhr sie fort:

General Blanchemain — wie man den jetzigen Lord ja den größten Teil seines Lebens genannt hat — ist Junggeselle. Da werden Sie wohl einer seiner Neffen sein? Ihre Brauen fuhren fragend in die Höhe.

Der Sohn seines Bruders Philipp, bestätigte der junge Mann.

Wieder fuhr Lady Blanchemain holzengerade in die Höhe und rief ohne jeden Versuch, ihre Bestürzung zu verbergen:

Aber dann sind Sie ja der Erbe! Philipp Blanchemain hatte nur einen Sohn und ist der nächstälteste Bruder des Generals. Sie sind Sohn Blanchemain, Sohn Francis Joseph Mary Blanchemain — Sie sind der Erbe!

Der präsumtive, der mutmaßliche Erbe werde ich ja wohl sein, sagte der junge Mann, über ihren Eifer lächelnd.

Lady Blanchemain lehnte sich zurück und sicherte vor sich hin.

Da sehen Sie, wie gut ich im Genealogischen Jahrbuch Bescheid weiß! rief sie. Dann fuhr sie ernster werdend fort: Sie sind der Erbe eines ganz besonders guten alten Namens.

Ich hoffe zu Gott, daß noch manches Jahr ins Land zieht, ehe ich etwas andres bin als dies, erwiderte er.

Ihr Onkel ist ein alter Mann, warf sie bedeutungsvoll ein.

Oh nicht so sehr alt, versicherte er, erst siebenzig oder so drum herum, und in mancher Beziehung ist er viel jünger als ich — nein, ich für meine Person wünsche ihm das Alter Methusalems.

Hm! machte sie und begann nachdenklich und zerstreut langsam ihre Handschuhe abzustreifen.

Familienzwiste sind immer etwas unerquickliches, sagte sie nach einer Weile; warum sühnen Sie sich nicht aus?

Der junge Mann gab mit der Hand das Zeichen eines deutlichen non possumus.

Weil niemand mehr da ist, mit dem wir uns versöhnen könnten — die andern sind alle gestorben.

Oh? fragte sie verwundert, die Brauen in die Höhe ziehend, während ihre Finger noch immer mechanisch an ihren Handschuhen zogen. Ich war der Meinung, der verstorbne Lord habe eine Witwe hinterlassen. Es ist mir, als hätte ich gelegentlich auch von einer Lady Blanchemain reden hören?

Wieder ließ der junge Mann sein leises frohes Lachen vernehmen.

Linda Lady Blanchemain? fragte er. Ja, man hört viel von ihr. Jedenfalls ein höchst eigentümlicher Charakter. Man spricht überall von ihr.

Linda Lady Blanchemains Lippen zuckten, aber sie behielt sich in der Gewalt.

Nun? forschte sie weiter, ihn fest, gewissermaßen herausfordernd anschauend. Schelten Sie mich eine aufdringliche alte Person, die sich in Dinge mischt, die sie nichts angehn, und tun Sie das Schlimmste; aber sagen Sie mir, warum Sie sich nicht mit ihr versöhnen?

Aber er schien ihre Einmischung nicht übel zu nehmen. Er stand unbefangen vor ihr und suchte ihr den Fall von seinem Standpunkt aus klar zu machen.

Warum ichs nicht tue? Oder warum es mein Onkel nicht tut? Mein Onkel ist von einem durch und durch konservativen Temperament und huldigt blindlings seinen Überlieferungen, er ist ein Mann, der niemals etwas zu tun vermöchte, das nicht auch seine Vorfahren vor ihm schon getan hätten. Er würde so wenig daran denken, einen durch Generationen bestehenden Familienzwist auszugleichen, als das Familiensilber zu verkaufen. Und was mich anlangt — nun, mir würde es doch nicht zukommen, den ersten Schritt zu tun.

Nein, da haben Sie Recht, stimmte Lady Blanchemain zu. Der erste Schritt muß von ihr ausgehn. Aber die Menschen haben — auch wenn sie nicht durch und durch konservativ angelegt sind — so eine vertrackte Art, die Dinge gehn zu lassen, wie sie gehn wollen. Außerdem hatte die Dame Sie nie gesehen und konnte deshalb nicht wissen, was für ein netter junger Mann Sie sind. Gleichwohl gebe ich Ihnen zu, wenn Sie darauf bestehn, daß sie allen Grund hat, sich zu schämen. Kommen Sie — wir wollen uns vertragen!

Damit stand sie auf und streckte ihm — ein Bild leuchtenden Wohlwollens — ihre jetzt unbedeckte Hand entgegen — ihre hübsche, rosige, runde rechte Hand mit den blitzenden Ringen.

O! rief der freudig überraschte, ergriffne und gänzlich gewonnene junge Mann, dessen weitgeöffnete, meerblaue Augen vor Vergnügen und Verwunderung förmlich strahlten. Es war ihm wie ein Traum, als Lady Blanchemain auf ihn zukam, er schloß ihre kleine weiße Hand in seine lange, schmale braune.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Die „Kriegspartei“ in Berlin, besonders am Berliner Hofe, ist ein traditioneller Ausdruck der französischen Botschafter in der Reichshauptstadt. Schon Benedetti hat von ihr berichtet, wie viele vor ihm — bleibe dahingestellt; nach ihm wieder Gontaut-Viron, ferner Herbette, der seiner Regierung nach dem Besuch der Kaiserin Friedrich in Paris zu berichten wußte: Nous sommes deux pouces de la guerre, und nun hat auch Herr Bihourd seine „Kriegspartei,“ die allezeit bereit ist, auf Frankreich loszuschlagen. Soldaten, die einen Krieg wünschen und den Feldzug dem steten Garnison- oder Hofleben vorziehen, hat es zu allen Zeiten gegeben und wird es hoffentlich auch in Zukunft geben. Auch werden diese Soldaten ihre Meinung mit allem Nachdruck geltend zu machen suchen, sobald die Beziehungen zwischen zwei Nationen einen Charakter angenommen haben, der die Möglichkeit einer bewaffneten Entscheidung näherrückt. Aber in einem konstitutionell regierten Lande kann und wird die letzte Entscheidung nicht bei den Soldaten oder bei der engern militärischen Umgebung des Monarchen liegen, sondern bei den verfassungsmäßigen Instanzen. Der deutsche Kaiser selbst wird sich zu einem Kriege erst entschließen, wenn der Reichskanzler ihm einen solchen anrät, und wenn das Einvernehmen der wichtigsten Bundesregierungen in dieser Frage erreicht ist. Dann aber gibt es keine „Kriegspartei,“ die sich einseitig und als eine Art Kamarilla geltend zu machen sucht, sondern es sind die geordneten Reichsinstanzen, die die Entscheidung treffen, gestützt auf die Gutachten der berufenen militärischen Ratgeber. Die französische Regierung hat somit ihrem Berliner Botschafter keinen Gefallen getan, daß sie seinen Bericht vom 28. April 1905, worin er von conseillers belliqueux dans l'entourage du Souverain zu erzählen weiß, der Öffentlichkeit übergeben hat. Sache des Botschafters wäre es vielleicht eher gewesen, Herrn Delcassé darüber aufzuklären, daß eine in Paris vielleicht mit guter Absicht vorausgesetzte „Kriegspartei“ hier nicht existiert, auch gar nicht existieren kann. Zu Ehren des Herrn Bihourd mag angenommen werden, daß er seinen rastlosen Vorgesetzten damit warnen wollte; wies er ihn doch auch auf une crise délicate et périlleuse hin, die zwischen Frankreich und seinem mächtigen östlichen Nachbar eingetreten sei, wenn anders dieser Bericht nicht etwa besonders für ein Gelbbuch, zu bestimmten Zwecken, verfaßt ist. Für Deutschland kann es nicht erwünscht sein, wenn sich im Auslande der Glaube an eine gewissermaßen amtlich beglaubigte „Kriegspartei in Berlin“ festsetzt. Von diesem Gesichtspunkt aus ist auch wohl die kaiserliche Äußerung erfolgt, die auf dem Anwege über Paris bekannt geworden ist und ebenfalls zeigt, daß auf deutscher Seite die ehrliche Absicht besteht, nicht nur mit Frankreich Frieden zu halten, sondern auch die schwebenden Fragen im versöhnlichen Sinne zu lösen, falls und so lange ein solcher auch bei Frankreich vorausgesetzt werden darf. Prinz Ludwig von Bayern hat dieser kaiserlichen Äußerung in erfreulicher Weise sekundiert, die jeden Zweifel beseitigt, daß Deutschland einmütig darin sei, seinen Frieden in Ehren zu wahren. Wie es bei uns keine Kriegspartei gibt, so gibt es auch keine Partei eines Friedens um jeden Preis, wenigstens keine irgend ausschlaggebende. Darüber soll man sich im Ausland ebenfalls nicht täuschen. Der Standard weist auf die Differenz hinsichtlich der Politzei in Marokko hin, die Frank-